

Deutsch in aller Welt

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1980)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schwedens verhängnisvolle Sprachpolitik

Deutsch ist in Schweden nicht mehr gefragt. Die Kehrtwendung der Schweden nach dem Kriege vom deutschen oder französischen zum angelsächsischen Einfluß ist so vollständig wie in keinem anderen westlichen Land. Trotz der Proteste der schwedischen Industrie, „den irrsinnigen Plänen der Schulbehörde nach weiterer Verminderung der deutschen und französischen Lehrstunden Einhaltung zu gebieten“, wurde ein Langzeitplan veröffentlicht, wonach die sogenannten B-Sprachen, also Deutsch und Französisch, in fünf Jahren aufgegeben werden sollen.

Englisch hat in Schweden alles andere an die Wand gedrückt, und man wird an die ersten Nachkriegsjahre erinnert, als Schweden auf die Frage, ob sie deutsch verstünden, dies mit dem Hinweis verneinten, sie hätten es zwar gelernt, aber alles vergessen. Bis weit in den Krieg hinein war Deutsch erste Fremdsprache in Schweden, die meisten beherrschten es gut; nach 1945 wurden alle deutschen Bücher unsichtbar weit hinten im Bücher-schrank versteckt.

Helmut Müssener, Dozent an den deutschen Institutionen der Stockholmer Universität, formulierte es so: „Im Vergleich mit den Hochschulen anderer europäischer Länder und gemessen an seinen finanziellen Voraussetzungen wird Schweden mehr und mehr zu einem Entwicklungsland im germanistischen Bereich.“

Müssener spricht von einem ungeheuren Leistungsverfall an den schwedischen Schulen. Trotz aller Anstrengungen seitens der Lehrer und trotz aller pädagogischen Anregungen der deutschen Institutionen an der Stockholmer Universität sei die Qualität des Unterrichts in den vergangenen fünf bis sieben Jahren verfallen. „Die immer mangelhafteren Deutschkenntnisse zwingen uns dazu, unser Niveau immer mehr zu senken“, schreibt Müssener. „Die Institutionen können nicht mehr mit gutem Gewissen die Verantwortung dafür übernehmen, daß diejenigen Studenten, die als Deutschlehrer zugelassen werden, auch qualitativ guten Deutschunterricht in den oberen Klassen der neunklassigen Grundschule und den folgenden zwei- bis dreijährigen Gymnasien erteilen.“

Müssener weist darauf hin, daß es an den schwedischen Universitäten gegenwärtig vier Lehrstühle in Deutsch mit rein sprachwissenschaftlicher Ausrichtung gibt und keinen mit literaturwissenschaftlicher. Dies sei eine eindeutige Diskriminierung der deutschen Sprache. Im Englischen gäbe es zehn Lehrstühle (davon fünf mit literaturwissenschaftlicher Ausrichtung), für romanische Sprachen sieben, für slawische fünf Lehrstühle. „Dies sind skandalöse Verhältnisse und Mängel, und Schweden nimmt unter den europäischen und vielen nichteuropäischen Staaten damit eine Sonderstellung ein“, sagt Müssener. Da demnächst Professoren pensioniert würden, werde es bald keinen Dozenten mehr geben, der kompetent genug sei, die literatur- und kulturwissenschaftlichen Themen im deutschen Sprachbereich zu vermitteln.

In der Tat muß man immer wieder feststellen, daß selbst in einst von den Deutschen besetzten Ländern das Interesse an Deutsch wesentlich größer ist als im neutralen Schweden. In den vergangenen 20 Jahren ist die Stellung von Deutsch und Französisch in den schwedischen Schulen ständig geschwächt worden, weil die von den Sozialdemokraten beherrschte

oberste Schulbehörde eine entsprechende Linie verfochten hat. In der früheren Einheitsschule hatten die beiden B-Sprachen Deutsch und Französisch je neun Stunden pro Woche in den oberen Klassen dieses Schultyps, also von der sechsten bis zur neunten. Nach neuesten Plänen der Schulbehörde soll nun der Anteil auf gemeinsam neun Stunden pro Woche gesenkt werden, um dann in fünf Jahren eventuell ganz und gar aufzuhören. Diese Schulpolitik hat nicht nur bei den Deutschlektoren an den Universitäten Entsetzen hervorgerufen, sondern vor allem bei der hiesigen Industrie, zumal die Bundesrepublik Deutschland der wichtigste Handelspartner Schwedens ist und „Geschäfte mit den Deutschen am besten in deren Muttersprache abgeschlossen werden sollten“. Der führende Industrievertreter, der dies sagt, prophezeit der schwedischen Wirtschaft Millionenverluste auf dem deutschen und dem französischen Markt voraus, wenn die schwedischen Kaufleute nicht mehr diese Sprachen beherrschen und glauben, überall mit Englisch durchzukommen.

Die liberale Abendzeitung „Expressen“ kommentiert diese Entwicklung wie folgt: „Die angelsächsische Woge, die über uns hereingebrochen ist, darf nicht zu einer Isolierung von anderen Sprachgebieten führen, die uns traditionsgemäß und auch praktisch naheliegen. 95 Millionen Menschen sprechen Deutsch, Westdeutschland ist unser wichtigster Handelspartner, Deutsch ist die dominierende Sprache in unseren Handelsbeziehungen und unserem kulturellen Verkehr mit Osteuropa. Der Arbeitsmarkt braucht Leute, die außer Englisch auch Deutsch und Französisch beherrschen.“

„Dagens Nyheter“ weist darauf hin, daß jährlich 4 Millionen Telefongespräche mit deutschsprachigen Ländern geführt werden, 1,7 Millionen in französisch sprechende Gebiete, mit Großbritannien 2 Millionen und mit den USA 500 000. 1977 kamen 900 000 deutschsprachige und 100 000 französischsprachige Touristen nach Schweden und nur 200 000 Amerikaner sowie 100 000 Engländer. Was die Schweden betrifft, so reisten 630 000 in deutschsprachige Länder, 300 000 in französischsprachige und 320 000 nach England.

Die Fremdsprachenlehrer an den Gymnasien sind verzweifelt über die mangelhaften Deutsch- und Französischkenntnisse der Schüler. An den Universitäten müssen propädische Kurse errichtet werden, um nachzuholen, was an den Schulen versäumt wurde. Daß die Schulbehörde immer weniger Fremdsprachen, also immer weniger Anstrengung wünscht, hängt damit zusammen, „daß man Rücksicht auf die Schwachen nehmen will“.

Deutschland, das in der Vergangenheit das gesamte schwedische Kulturleben befruchtet hat und dessen Einfluß im Kulturleben auf Schritt und Tritt zu verspüren ist, existiert heute für den Durchschnittsschweden eigentlich nur als Verkörperung des Bösen. Mit dem Wort Nazi ist man sofort bei der Hand, sei es beim Streit von Kindern, sei es bei Schimpfereien mit Erwachsenen untereinander. Deutsch ist unbegreiflicherweise ganz einfach nicht mehr gefragt.

Aber diese Ignoranz macht auch vor der eigenen Sprache und der eigenen Vergangenheit geschichtlich und literarisch nicht halt. Eine schwedische Literaturkritikerin klagt darüber, daß kein Schüler die sowjetische Grundschule verläßt, der nicht „Schuld und Sühne“ oder „Krieg und Frieden“ gelesen habe. In Schweden wachse eine Generation heran, die nicht einmal mehr die schwedischen Klassiker wie Lenngren, Almqvist oder Strindberg kennt. Ein Schwedischlehrer gab auf die Frage, warum sein Ältester kaum europäische Literaten kenne, die verblüffende Antwort: „Das ist auch nicht unsere Aufgabe; wir vermitteln die Kenntnis, wo der junge Mensch das Buch findet, wenn er es lesen will.“ G. Graffenberger („Die Presse“, Wien)